

# In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 211

Posen, den 14. September 1929

3. Jahrg

## Der Falschspieler

ROMAN  
VON  
KATE  
LUBOWSKI

(4 Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„So . . . Na, alsdann danke ich dir für die Gewährung dieser Unterredung. Solltest du selbst davon überzeugt sein, daß du mit Anita leicht fertig wirst . . . mit mir wird der Kampf diesmal ein ziemlich schwerer werden. Wenn du dir das mal im Laufe dieses Tages recht klar machen wolltest.“

Als der Fabrikbesitzer Krumbholz ohne die erwartete Nachricht von Kerst, eine halbe Stunde später seinen Kraftwagen, wie an jedem Morgen neben dem — wie auch jeden Morgen — ironisch lächelnden Chauffeur sitzend — steuerte, dachte er an nichts Geschäftliches. Seine Gedanken umkreisten einzig die traurige Episode seiner Jugendzeit, von welcher seine Frau nichts ahnte. Mit dem Gefühl uferloser Dankbarkeit erinnerte er sich dabei an Kersts Vater. Ehrlich gesprochen, stand aber auch der lebhafteste Wunsch, sobald als tunlich den alten verlorenen Herrenitz zurückzuerwerben und sich auf derselben Scholle, die seinen Fehltritt gesehen, als Herr zu beweisen und seine Kindeskinde als freie, starke Herren hinzustellen, im Unterbewußtsein. Im geheimsten hatte ihn der heiße Wunsch getrieben, dem Sohn seines einstigen Wohltäters etwas Gutes zu tun. Niemals in den verfloßenen Jahren hatte er Jürgen von Kerst aus den Augen verloren. Wußte genau über seine tollen Streiche in dem alten Garderegiment, dem auch dessen Vater und Großvater angehörte, Bescheid. Erfuhr durch gutbezahlte Späher, als der Krieg aus war, um seine Not und sprang im letzten Augenblick, als der junge Baron tatsächlich keinen Rat mehr wußte, für ihn ein.

Auf ernstlichen Widerstand war er freilich nicht vorbereitet gewesen. Alles schien ja auch einigermaßen leidlich zu gehen — sich einrenken und einleiern zu wollen . . . bis eben diese Reise kam.

Bis dahin hoffte P. A. Krumbholz unverzagt, daß die Arbeit, die er selbst unbeschreiblich liebte, auch bei Kerst ihr großes erzieherisches Werk tun werde. — Allein, in diesem Punkt schien er sich verrechnet zu haben! Der Rausch, den die Arbeit schenkt — die köstlichste Lethé, die er selbst jahrzehntelang — oft bis zur völligen Erschlaffung aller Kräfte gesucht und gefunden hatte — ließ sich scheinbar weder lehren noch vermitteln. Als P. A. Krumbholz an diesem Frühlingmorgen an die zahllosen durcharbeiteten Tage und Nächte — an die Wochen, in denen er lediglich das für die Erhaltung seines Körpers Allernötigste zu sich genommen hatte, zurückdachte — schmeckte er von neuem die überwältigende Süße solcher freiwillig geleisteten Arbeit — und wurde heißhungrig nach Genuß und Rausch wie ehedem.

Abwärtslos beschleunigte er das Tempo, wie ein feuriger Liebhaber, der gar nicht früh genug zu seiner Angebeteten kommen kann. — Und sein Gesicht — vor kurzem noch grob geschnitten und unfertig erscheinend — vollendete sich unter der Macht dieser Sehnsucht. Er war nicht länger der Inhaber des großen Stahlwerkes, griff nicht mehr in die Regionen dünner, kalter, von Hochmut verblendeter Eitelkeit — dachte nicht daran, daß durch seine Frau, geborene Gräfin Kemnitz, verwitwete Freifrau von Alvensbrink seine Vergangenheit — von der Schneidertube seines dörflichen Vaters bis zum Drehschemel auf Rittergut Hohenklitz beim Baron Kerst — ausgelöscht und vergessen sein und bleiben mußte . . . dachte nur an das eine, daß ihn Hunderte erwarteten, denen er Arbeit und Brot schaffen und erhalten sollte und wollte, indem er selbst unermüdet, riesenstark und opferbereit arbeitete und immer nur dies! . . . Bis der süße, ae-

segnete Rausch endlich wieder über ihn kam und ihn füllte und erfüllte . . . bis endlich das Ekelhafte und dennoch in der fürchterlichen Ernüchterung zäh von ihm Erstrebte — Geld und Anerkennung — davon ermordet sein würde . . .

Als Ruth von Alvensbrink, Frau Adelheid Krumbholz Tochter aus deren erster Ehe, nach kurzem Zögern eine der zahlreichen Türen im Erdgeschoß des Krumbholz'schen Eigenhauses öffnete, um die lange hinausgeschobene, nunmehr unabwendbar gewordene Auseinandersetzung mit der Stiefschwester herbeizuführen, prallte sie zurück. In dicken, heißen Wolken setzte ihr der scharfe Qualm schwerer Zigaretten ins Gesicht. Sie nahm nicht das Geringste von der Einrichtung des Zimmers oder von dessen Bewohnerin wahr. Der schwebende Vorhang schloß alles vor ihren Blicken ab.

„Wie kannst du es nur in dieser Luft ertragen, Anita,“ rief sie auf gut Glück in jene Ecke, wo sie das Ruhebett wußte. Dann schob sie sich entschlossen zu den eng beieinander liegenden Fenstern vor, von denen mit einem kurzen Sprung die Herrlichkeit eines kleinen, jetzt im ersten Frühlingsblühen zauberhaft prangenden Ziergartens zu erreichen gewesen wäre, und öffnete. Unbehindert strömte die silbermatte, traumgeschwängerte Luft herein und vertrieb alles Beißende und Verhüllende. Vom Ruhebett unter dem kostbaren Fell eines an Heimweh verendeten Eisbären erhob sich ein feingeformtes Köpfchen mit rotblonden, kurzgeschnittenen und sehr glatt zurückgestrichenen Haaren. Zwei lebhaft, dunkle Augen, in der Farbe an unruhig getupften bräunlichen Samt gemahnend — im Ausdruck an einenbeutelsternen Raubvogel erinnernd, der dauernd auf der Suche nach einem Beutebissen ist, richteten sich mit gehässigem Ausdruck auf die Stiefschwester. Sie kam auch deren Anrede mit einem leicht spöttischen Geplauder zuvor.

„Nun . . . Herr Magister, was verschafft mir die seltene Ehre deines Besuches zu einer Stunde, die dich wahrhaftig im Laboratorium oder in einem der verschiedenen bezeichneten Kranzengimmer deiner segensreichen III. Medizinischen sehen sollte?“

Ruth von Alvensbrink gab den spähenden Blick ruhig und fest zurück. In ihr klassisch geschnittenes Gesicht, auf dessen sehr weißer, hoher Stirn sich die vollen, aschblonden Scheitel zu natürlichen Locken kräuselten, stieg eine feine Röte, die den Ausdruck geschlossener Strenge und Herbe, den es bisher getragen, in etwas rührend Mädchenhaftes verwandelte.

„Ich hoffe, du weißt, was mich hergetrieben hat,“ sagte sie mit tiefer, weicher Stimme.

„Keine blasse Ahnung, Ruth. Nichts weiß ich, als daß ich zurzeit todmüde bin und doch nachmittags präzise sechs Uhr im Tennisturnier zum Damen-Doppelspiel am Roseneck antreten habe.“

„Es gibt Dinge, die wichtiger sind als dieser Klub, der seit zwei Jahren dein Leben restlos ausfüllt.“

„Kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen, mein Liebling.“

„Ich bitte dich, Anita, gib — wenigstens mir gegenüber — dies Versteckspiel auf. Denke, daß ich als deine Freundin zu dir käme . . .“

„Du, bleib mir bloß mit deinen Freundinnen vom Leibe, von denen habe ich übergenug.“

„Nun, dann empfinde mich meinetwegen als dein Gewissen. Fühlst du wirklich nicht, Anita, wie sehr du dich täglich, ja stündlich selbst erniedrigst . . . und nicht nur dich allein . . . sondern damit zugleich die gesamte Sippe — wie du durch Anzug, Ansichten, Benehmen und Tat den Widerwillen der Strengen, die leise Trauer der Gütigen, die Abneigung aller gesund empfindenden deutschen Männer geradezu herausforderst?“



Anita Krumholz ließ ein leises, girrendes Lachen hören. „Brachtpoll — dieser Dozententon, Fräulein Doktor. Aber, trotzdem — du bist unterwegs stecken geblieben, Ruth. Versteht in totem Wissen. Wo wir getanzt haben — hast du gebüffelt. Wo wir küßten — schufstest du in der Anatomie. Nun findest du dein Heimatplätzchen mehr zwischen uns und das ärgert dich gewaltig.“

Ruth von Alvensbrink blieb ruhig. Aber die feine, mädchenhafte Röte streichelte ihr Gesicht nicht mehr.

„Ich bin nicht zu dir gekommen, um über mich — sondern über dich — zu reden, Anita.“

„So sag' endlich frei heraus, was du eigentlich von mir willst.“

„Du solltest dich an deine Mädchenwürde — meinetwegen — nenne es auch „Menschenwürde“ erinnern! Solltest nicht länger vergessen, daß du Braut bist und zwar diejenige eines Mannes, den du dir erst mit erstaunlich zöher Ausdauer gewonnen hast.“

„Würde er mich diesen Brautstand nicht sehr oft — ach was — immer — vergessen machen, täte ich mancherlei vielleicht — nicht, mein Salomo.“

„Aber auch nur . . . vielleicht! Ich vermute, daß auch dann diese Zusammenkünfte mit dem spanischen Grafen Roni Veromonte keineswegs unterblieben. Nur vorsichtiger und heimlicher würdest du dich benehmen. — Darüber wollen wir aber nicht miteinander streiten. Darauf kommt es gar nicht an. Lediglich darauf, ob du deinem Verlobten, so bald er zurückgekehrt sein wird, wegen der euch trennenden . . . Vorkommnisse freiwillig den Ring wiedergeben wirst?“

„Du mußt wahnsinnig geworden sein, Ruth. Oder solltest dich eine sinnlose Eifer sucht hegen?“

„Auf dich, Anita? Auf einen Mann, den du dir erwählst — der also wohl in manchen Dingen dir gleichen muß? Glaubst du wahrhaftig, daß es diesen Grund haben könnte? Sieh mich an!“

Die begehrlichen Vogelaugen vermochten jetzt den Blick der reinen, klugen Sterne nicht zu ertragen. Sie irrten ab. Um den sehr vollen Mund suchte es zum erstenmal während dieser Unterredung wie Angst.

„Was in aller Welt kann nur in dich gefahren sein, Ruth!“

„Ich hoffte, du würdest mir dies ersparen. Du willst es also hören? Gut! Ich habe dich vorgestern abend — als ich die gegenüberliegende Wohnung einer früher in der Klinik behandelten Kranken verließ, durch die Korridor tür zu dem Grafen schlüpfen sehen. — Das war gegen neun Uhr abends. Die Mutter wählte dich auf dem Tennisball im Esplanade. — Erst drei Stunden später hat er dich heruntergebracht. . . . Das genügt mir. Mit wem anders solltest ich nun wohl davon reden, als mit dir, Anita, der allein dafür Verantwortlichen, der modern und fortschrittlich Gesinnten. Sei still. Noch bin ich nicht zu Ende. Unsere Mutter muß schon ihres schweren Herzfehlers wegen vor Aufregung geschockt werden. Ich weiß sehr wohl, daß sie uns — außerdem innerlich fernsteht. Denn, sie begreift ihr Mutterrecht lediglich als Vorrecht. Aber das allein hat diese Trennung nicht herbeigeführt. So erstaunlich sie sich in allen äußeren Dingen dem, was ihr modern nennt, angepaßt hat — so unmodern denkt sie in den verborgenen, inneren Dingen. Sie empfindet die Auflösung deiner Verlobung mit Kerst nur dann nicht als eine ungeheure Schmach, wenn du eine nach außen hin . . . bessere Partie dafür einhandelstest. — Dein Vater aber steht in schwerer Sorge um das Stahlwerk. Sieh ihn dir einmal genau an. Er hat mehr auf den Schultern, als seinen sechzig Jahren zuträglich ist. Zudem würde er . . .“

Anita Krumholz hatte ihren Leichtsinn zurückgewonnen. Nun das Unangenehme dieser Unterhaltung überwunden war, fühlte sie sich der ihrer Ansicht nach total weltfremden Stieffchwester turmhoch überlegen.

„. . . den frechen Räuber meiner Ehre ungejämmt fordern,“ vollendete sie pathetisch, „ . . . dreimaliger Kugelwechsel bis zur völligen Vernichtung des einen Teils. Nicht wahr, so etwas Ähnliches wolltest du mir doch androhen?“

„Dein Vater hat ein sehr feines Empfinden für das, was du dir gestatten darfst, und damit auch für das, was einst und in alle Ewigkeit einen Fleck auf dem schneeweißen Mädchenrock macht. . . . Der Comment allein macht nämlich den Cavalier nicht aus. Das Gefühl tut's, und das besitzt er. Ich weiß, daß er die Grenzlinie für die Frau kennt, wenn er bislang auch noch keine Striche oder Gräben für dich gezogen hat. Jedoch . . . treib's nicht zu weit. Sei überzeugt, wüßte er dein Abenteuer mit dem Spanier, so bliebe es Jüngen von Kerst nicht verborgen — selbst wenn ihm ein Liebingswunsch dadurch unerfüllt bleiben müßte.“

„Jetzt beginne ich dich zu verstehen, Teuerste! Wahrscheinlich verlangst du von mir, daß ich unser Turnier schwänze und statt seiner ungejämmt meinem rücksichtsvollen, mich seit

seiner Zuerst mit noch keiner einzigen Zeile beglückt habenden Verlobten, eine de- und wehmütige Beichte nieder-schreibe? Gestehe es nur — es ist doch so?“

„Form und Art muß ich natürlich dir überlassen. Mein Verlangen geht den einzig klaren, sittlichen Weg. — Entweder — du gestehst Kerst, sobald er zurückgekehrt sein wird, alles ein und überläßt ihm die Entscheidung, der du dich alsdann fügst — oder du sagst ihm nichts von diesen . . . schamvollen Dingen, sondern nur, daß du ihn freigegeben hast.“

„Eigenartig, ihm gestehst du ohne weiteres das Recht zu, mit dem Ring in der Westentasche zahllose pikante Abenteuer anzuzetteln, ja?“

„Ich fühle mich lediglich zur Vertreterin der Frauenehre berufen, Anita.“

„Alle Kamellen, mit denen du dich überall jetzt lächerlich machen würdest. Aber schön . . . vielleicht wäre es das beste, wenn ich wieder über mich verfügen könnte. Dann würde ich nämlich in kürzester Zeit — Gräfin, mein Kind.“

„Wenn dieser fragwürdige spanische Edelmann sich dazu verstehen sollte.“

„Du vergißt, daß man mich allgemein nicht nur als das hübscheste, sondern nebenher auch als das reichste Mädchen dieses nicht geradezu anspruchsvollen Viertels von Berlin deklariert hat.“

„Was ich niemals gewußt habe, vermag ich auch nicht zu vergessen.“

Die Vogelaugen glitzerten haßerfüllter. Der üppige, durch den Zippentisch noch voller und herausfordernder erscheinende Mund bebte vor Wut.

„Weil dich keiner begehrt . . . plagt du vor Neid und Gift und Galle. Du reine Priesterin aus Not.“

„Liebe Anita, du beschäftigst dich schon wieder mit mir. Unterlasse das doch. Deine Verdächtigungen gleiten von mir ab wie Wasser vom Fels. Ich kann dir nicht einmal deswegen böse sein. Es ist eben deine Einstellung zum Sittlichen. Mich erfüllt nur heißes Mitleid mit dir. Kannst du verstehen, daß mir dies alles ganz fern liegt? Nein . . . du kannst es nicht. Weil du nicht begreifen kannst, daß mich einzig und allein meine Arbeit ausfüllt. Du kennst nicht die Bonnen und Qualen der durcharbeiteten Tage — der durchkämpften Nächte, von denen man Erleichtung erhofft! Nicht die Süßigkeit und Bitternis von Problemen, deren Lösung der krankheitsgebundenen Menschheit vielleicht ein wenig helfen würde. Ahnst nichts von dem Vittern, mit dem ich und ungezählte andere deutsche Frauen den neuen Morgen jedesmal zur neuen Arbeit erwarten — bist ja so arm, Anita! Und weil ich dich nicht in dieser Armut und Gebundenheit umkommen lassen wollte, habe ich . . . vor Jahren — du wirst dich erinnern — um dich gerungen. Aber nichts habe ich erreicht als deinen Spott und dein Mißverstehen. Du warst nicht zur Umkehr zu bringen. Du glittest, für fremde Augen wohl unmerklich, und du wirst tiefer und tiefer gleiten. Und dann . . . was wird dann mit dir?“

„Immer noch nach meinem Belieben eine elegante, vielbewunderte und beneidete Ehefrau, beste Ruth.“

„Ich fürchte, du irrst dich sehr, Anita. Mädchen und Frauen, deren Männerverbrauch zu groß wird, kommen an das schwarze Brett der öffentlichen Meinung, die plötzlich gar nicht mehr nachsichtig, sondern auf den ersten Blick ungewöhnlich grausam erscheint. Dagegen können die Gezeichneten, wenn es erst mal soweit ist, nichts anfangen. Damit ist ihnen zumeist Zukunft und Gesundheit abgeschnitten.“

„Nun mußt du mir auch noch verraten, Ruth, weshalb du mir dies alles gesagt hast. Denn, nur aus einer dir angemessenen moralischen Verantwortung heraus geschah es bestimmt nicht.“

„Darin hast du nicht Unrecht.“

„Siehst du wohl. Jetzt bekenne ehrlich Farbe.“

Einen Augenblick herrschte die feierliche Stille, die aus dem hereinströmenden Duft der regenfeuchten Erde und den Lichtstreifen bestand, welche die Sonne verschenkte. Herbst und Wärme zugleich. Abwehr und Sehnsucht nach Empfangnis. Verhaltener Jungfräulichkeit zitterndes Verlangen nach glühenden Sommerfreuden . . .

Dann sagte Ruth von Alvensbrink, und aus dem Metallton ihrer Stimme klang die Offenbarung eines noch längst nicht erreichten Feierabends nach dem heilig reingehaltenen Werktag, das Ende aller Oberflächlichkeit, der Jammer, welcher die dahinterstehende Leere voll begriffen hat.

„Es geschieht auf deinen ausdrücklichen Wunsch, wenn ich jetzt rede, Anita. Vergiß das auch später niemals. Jawohl, ich habe noch einen andern Grund. Ich möchte mich nicht weiter zu schämen brauchen, daß wir dieselbe Mutter haben. — So! — Nun kennst du auch meinen letzten Grund, den ich dir — aus Zartgefühl — wenigstens noch vorläufig, verbergen wollte. . . . Was hast du mir jetzt auf ihn und die andern zu erwidern, Anita?“

(Fortsetzung folgt.)



# Die Fahrt in die Hölle.

Nach einer wahren Begebenheit aus dem Weltkrieg.

Von J. S. Mayne (Reichenhall).

Es war im Hochsommer vergangenen Jahres. Wir kamen von Paris, mein Freund Robert und ich, und wollten nach Italien. In St. Michel de Maurienne, nahe der Grenze, machten wir Station, um einige Tage dort im Gebirge zu verleben.

„Wo kann man heute abend in der Nähe noch einen schönen Spaziergang machen?“ fragten wir die Wirtin des unscheinbaren kleinen Gasthauses, wo wir übernachteten wollten. „Wir haben unterwegs von einem sehr wertvollen Denkmal hier am Orte gehört, wo befindet sich dieses? Für wen, aus welchem Anlaß hat man es errichtet?“

Die Frau, abergläubisch wie fast alle Französinen auf dem flachen Lande, bekreuzigte sich. „Sprechen Sie nicht davon, Herr. Unheimlich ist die Stätte dort zur Nachtzeit, die Geister der fünfhundert Toten —“

Mein Gefährte lachte so recht von Herzen. „An Geisterglauben glauben wir nicht, Madame. Nun erst recht wollen wir ihn aufsuchen, den geheimnisvollen Ort.“

Gesagt, getan. Unterhalb des großen Viadukts der Eisenbahn, die von Italien herüberführt, stand dort auf einem grasbewachsenen Hügel, von zwei Zypressen flankiert, ein einfacher weißer Granitblock. In hohen goldenen Lettern waren die Worte: „Den fünfhundert Toten von St. Michel“ darauf gemeißelt. Sonst nichts, kein Hinweis auf eine blutige Schlacht oder ein furchtbares Bergwerksunglück, denn nur solche ungewöhnlichen Ereignisse konnten ein derartiges Massenopfer gefordert haben.

Die Nacht senkte sich auf das Tal, es begann zu regnen, wir mußten notgedrungen umkehren. Zurück in unseren Gasthof, wo wir die Wirtin erneut danach fragten, was es mit dem merkwürdigen Denkmal für eine Bewandnis habe.

Sie blickte schen zur Seite. „Fragen Sie den alten Korporal Dubois, der dort hinten in der Ede sitzt, ich kann es Ihnen nicht sagen. Es war zu grauenvoll —“

Wir setzten uns zu dem alten Stelzfuß, der in der dümmrigen Ede sich sein Gläschen Wein schmecken ließ. „Nun, Korporal, können Sie uns darüber aufklären, welche Katastrophe dort oben so viele Opfer gefordert hat?“ Der Mann nickte stumm. Wir ließen Wein bringen, der den Alten mit den zahlreichen Kriegsauszeichnungen auf der Brust gesprächig machte.

Es war am 12. Dezember 1917, nach dem Durchbruch der Deutschen am Isonzo und den Kämpfen an der Piave. Die Italiener hatten verdammt schwere Schläge bekommen und waren nur durch unser Eingreifen und das der Engländer vor einer völligen Niederlage bewahrt worden. Kerntuppen unseres Marchalls Koch — Gott hab ihn selig! — und des englischen Oberkommandos waren es gewesen, die den alles zerschmetternden Ansturm in letzter Stunde aufgehalten hatten. Wir alle waren sehr zusammengekauert im feindlichen Feuer und hatten einen Weihnachtsurlaub wohl verdient. Die erste Partie, etwa 550 Mann, darunter auch ich, standen an jenem schicksalsschweren Dezemberabend Gewehr bei Fuß in der italienischen Grenzsituation Mondane und warteten auf den Abtransport in die Heimat. Einige hohe Offiziere, die nach Abgang des Zuges an die italienische Front zurückzukehren beabsichtigten, überwachten die Einwaggonierung der Truppen.

Doch der Zug wollte und wollte nicht abfahren; der Lokomotivführer war von seiner Maschine herabgeklüftet und näherte sich den Offizieren, die ungeduldig auf- und abschritten. „Nun, wird's bald?“ herrschte ihn unser Oberst an. Der Mann drehte verlegen seine Mühe in den schwierigen Händen. „Es ist ganz unmöglich, Colonel,“ sagte er, „mit dieser langen Reihe von Wagen abzufahren; die zulässige Höchstbelastung meiner Maschine ist damit fast um das Doppelte überschritten. Die Strecke von Mondane nach St. Michel ist eine der gefährlichsten in Europa, sie hat beträchtliche Neigungswinkel, ein sehr starkes Gefälle und macht große Kurven. Ich darf nie mehr als fünf Waggon anhängen, wenn ich Herr meiner Maschine bleiben und ein Unglück verhüten will.“

„Parbleu! Das ist stark,“ fluchte der Colonel und suchte dabei mit seiner Reitpeitsche. „Wer hat hier die Verantwortung, Sie oder ich? Abfahren, und zwar sofort!“

Die Soldaten hatten sich bereits in die völlig unzureichenden Waggon gepfercht, achselstuckend kletterte der Lokomotivführer wieder auf seine Maschine und der Zug verließ Mondane.

Der Erzähler machte eine Pause, seine Hand griff nach dem Stelzfuß, als schmerze ihn dieser in Erinnerung an die durchgemachten Schrecknisse.

Bereits eine Viertelstunde später steigerte sich die Geschwindigkeit in geradezu unheimlicher Weise, obwohl der Lokomotivführer von Anfang an Gegenampf gegeben hatte. Immer schwerer lastete das Gewicht der vielen vollbesetzten Waggon. Bald raste der Zug die stark abfallende Strecke mit der Geschwindigkeit eines Express hinab, mit furchtbarem Gepolter in die Nacht, das grauenvolle beängstigende Dunkel hinein. Der Führer hatte alle Bremsen angezogen, aber sie erwiesen sich als wirkungslos und hatten nur zur Folge, daß sich bald die Achsen

heißkliefen. Undurchdringliche Rauchwolken stiegen auf, ein Meer von sprühenden Funken hüllte den dahinsrasenden Zug ein.

Drinne in den Abteilen aber lag alles durcheinander. Wildes Geschrei überliefte noch das ohrenbetäubende Zischen und Brausen, das Rassel und Poltern der Waggon und voll Schreden harreten die Männer, die auf dem Schlachtfeld tapfer ihr Leben in die Schanze geschlagen hatten, des Endes dieser Höllenfahrt.

Viele verloren vor Angst die Besinnung, schlugen mit dem Gewehrkolben die Fenster ein und stürzten sich hinaus in den Abgrund. Andere wieder versuchten die Türen zu öffnen, um ebenfalls trotz des wahnsinnigen Tempos ihr Heil im Absprung zu suchen. Umsonst — diese wurden von dem orkanartigen Zugwind festgehalten wie mit Schrauben, die Eisenwände waren zum Teil bereits rotglühend geworden, die Holzteile splitterten und fielen brennend auf uns herab. Da wußten wir, daß wir verloren waren.

Nun packte auch mich die Verzweiflung, ich schlug das nächste Fenster ein und sprang aufs Geratewohl hinaus in die Nacht.

Der „Train d'enfer“ aber, der Höllezug, raste weiter. In lodernde Flammen gehüllt, brausete er dahin, dem Verderben entgegen. Die Minuten mögen den Insassen zu Ewigkeiten geworden sein. Und so näherte man sich der letzten, großen, gefährlichen Kurve kurz vor dem Viadukt von St. Michel. Mit unbeschreiblichem Getöse kam der brennende Zug wie ein glühendes Riesengeschloß, eine phantastische Ausgeburt der Hölle, von den Bergen herabgekauert, nahm natürlich die Kurve nicht und sprang aus dem Geleise. Die Lokomotive legte sich wie ein zu Tode getroffenes gigantisches Antier der Vorzeit zur Seite, die vielen Waggon türmten sich darüber bis zur Höhe eines zweistöckigen Hauses auf. Und der Rest kollerte vor dem Viadukt mit infernalischem Getöse in die Tiefe. Die ineinandergeschobenen Waggon waren im Nu ein einziges Flammenmeer. Und ein Heulen, das nichts Menschliches mehr an sich hatte, tönte daraus hervor, lauter und immer lauter, daß es die Leute ringsum in den Dörfern etwa fünf Minuten lang in kilometerweiter Entfernung hörten. Und dann kam die große Stille.

Der Trümmerberg, das unbeschreibliche Chaos, brannte die ganze Nacht. Erst am nächsten Abend, nachdem die Eisenteile etwas ausgekühlt waren, konnte mit den Bergungsarbeiten begonnen werden. Vierhundert bis zur Unkenntlichkeit verkohlte Leichen wurden hervorgezogen, gegen hundert Soldaten fand man längs der Strecke von Mondane bis nach St. Michel neben den Geleisen an den felsigen Böden der Abgründe hängend. Und von den fünfzig Verwundeten starben fast alle an ihren schrecklichen Verletzungen.

Korporal Dubois schwieg.

„Und Sie,“ fragte mein Freund, „wie sind Sie mit dem Leben davongekommen?“

„Auch ich rollte als hilfloses Bündel in den Abgrund, blieb jedoch an einer Tanne hängen und kam mit einem zerschmetterten Bein, dem ich diesen Stelzfuß hier verdanke, davon. Erst am nächsten Tag fanden mich die Sanitäter und brachten mich ins Spital, wo ich lange Zeit zwischen Leben und Tod schwelte.“

„Hoffentlich wurden die Schuldigen an dem entsetzlichen Unglück entsprechend bestraft?“ warf ich ein.

Korporal Dubois strich seinen Graubart. „Sie irren sich, Monsieur, eine gerichtliche Untersuchung hat nie stattgefunden, lediglich unser Colonel wurde in den Ruhestand versetzt. Die Toten aber wurden unter jenem Hügel in einem Massengrab beigesetzt, auch zwei Söhne der Madame Marmontier haben die Fahrt in dem Höllezug mit dem Leben bezahlt.“

Nun war uns die Scheu unserer Wirtin, über das furchtbare Unglück zu sprechen, verständlich.

Wir beide aber, mein Freund und ich, zogen es vor am nächsten Morgen nicht mit der Bahn, sondern in einer längeren schönen Fußwanderung nach Mondane hinauf die italienische Grenze zu überschreiten. Und das wird uns wohl niemand verdenken können.

## Welches Land erzeugt die meisten Filme?

Die Antwort auf diese Frage wird wohl jeden überraschen: die meisten Filme werden in Japan produziert. Daß man trotzdem fast nie einen japanischen Film zu sehen bekommt, hat seinen Grund darin, daß die japanische Filmindustrie fast vollkommen endemisch ist, das heißt, ein Export von japanischen Erzeugnissen findet in genau so beschränktem Maße statt wie ein Import fremder Filme. Im Jahre 1928 wurden in Japan mehr als sechshundert Filme produziert, davon entnahmen mehr als dreihundert die Handlung der klassischen japanischen Literatur. Der Inhalt der Filme ist fast durchweg tragisch, das Happy end verpönt, die Handlung achtet stets auf ein hohes moralisches Niveau. Für Lustspiele zeigt der Japaner auffallend wenig Verständnis.



## Das Land der Schwindler.

Nirgend hat es der Schwindler so leicht wie in England. So behauptet wenigstens ein gewisser Charles Gordon, der früher den Titel „König der Schwindler“ für sich in Anspruch nahm und jetzt in einer schwedischen Zeitung seine Erinnerungen erscheinen läßt. „Der Gauner“, schreibt Gordon, „findet in diesem Land mehr als irgendwo anders auf der Welt Leute, von deren Dummheit es sich vortrefflich leben läßt, da viele Eigentümlichkeiten des englischen Lebens dem Verbrecher zugute kommen. Ich für mein Teil zog im Jahre gut und gern hunderttausend Mark aus meinen Tricks.“

Von den mehr oder weniger guten Einfällen, die Gordon erzählt, sei folgender erwähnt: „In London gibt es viele Büros von Winkeladvokaten, die nur vom Schwindel leben. Ein Büro dieser Art, mit dem ich zahlreiche Geschäfte gemacht hatte, betrieb als Spezialität Schadenersatzklagen. Dem Büro stand ein Arzt zur Seite, der am Gewinn beteiligt war, und die Kunden des Büros behandelte. Nun verlangt ein englisches Gesetz, daß die Jalousien in den Wohnungen zu ebener Erde in einer gewissen Höhe angebracht werden müssen, um dem Fußgänger nicht im Weg zu sein. Die Jalousien werden im Sommer auf Eisenstäben auf die Straße hinausgespannt, an denen man sich leicht stoßen kann, wenn sie nicht hoch genug angebracht sind. In tadellosem Anzug ging ich dann durch die Straßen und suchte mir die Häuser aus, die für meinen Zweck geeignet waren. Mein steifer Hut verberg eine geschickt angemalte „klaffende“ Wunde. Im geeigneten Augenblick rannte ich, scheinbar in größter Eile, gegen die Jalousie an, ließ mich mit einem Wehruf fallen, worauf es natürlich einen großen Aufruhr gab. Der Ladenbesitzer oder Hauseigentümer kam herbeigeeilt, ein Wagen wurde bestellt, und ich hatte gerade noch so viel Kraft, die Adresse des Arztes zu flüpfeln, der mich für längere Zeit „arbeitsunfähig“ erklärte. Dann trat das Anwaltsbüro in Tätigkeit, das es nicht schwer hatte, die Sache gütlich zu ordnen, wodurch jedesmal ein hübsches Stück Geld für mich

## 160 Millionen, von denen niemand etwas wissen will.

Amerika ist wieder einmal um ein Niejandermächtnis reicher geworden. Und zwar handelt es sich um die hübsche Summe von 160 Millionen Dollar. Aber die Amerikaner haben nichts von diesem Vermächtnis. Sie sollen noch 200 Jahre warten, bis die 160 Millionen flüssig sind. Ein Advokat in Indianapolis, ein Herr Valta, hat die Marotte gehabt, wie andere schon vor ihm, ein Testament auf lange Sicht zu machen. Er will 50 000 Dollar für wohlthätige Zwecke hergeben. Bis zum Jahre 2129 soll das Geld aber unberührt bleiben. In 200 Jahren wird es dann mit Zinsen und Zinseszinsen 160 Millionen ausmachen.

Und über diese in 200 Jahren fälligen 160 Millionen verfügt Herr Valta nun schon heute wie folgt: 35 Millionen sind für eine Carrie-Valta-Bibliothek bestimmt — zur Erinnerung an seine Frau; weitere 35 Millionen sollen zur Errichtung eines Konservatoriums in Indianapolis dienen; in seiner Geburtsstadt Legionier soll eine Valta-Universität gegründet werden, wofür 47 Millionen ausgekehrt sind. So schwelgt Herr Valta in dem Gedanken, ein millionenreicher Wohltäter zu sein für eine Zukunft, die so fern liegt, daß sie schon unwirklich ist. Deshalb mag auch niemand von seinem Vermächtnis etwas wissen.

## Wie prüft man Diamanten?

Da die Fälschungen im Juwelenhandel immer häufiger werden, müssen die Edelsteinhändler ihnen angebotene Wertsteine auf das sorgfältigste prüfen. Es gibt aber neben schwierigeren Proben auch ganz einfache, von jedem Laien auszuführende Untersuchungen, durch die man die Echtheit eines Diamanten einwandfrei feststellen kann. Zu diesem Zwecke legt man den Stein ins Wasser und beobachtet, ob er seinen Glanz verliert. Tritt dies ein, dann ist der Stein unbedingt eine Fälschung. Eine andere sogenannte „Wasserprobe“ besteht darin, daß man auf den Stein einen Tropfen Wasser fallen läßt. Den Tropfen berührt man nun leicht mit der Spitze eines Bleistiftes. Fließt der Tropfen auseinander, so ist der Stein gefälscht. Von Juwelenhändlern wird auch sehr viel die folgende Probe ausgeführt: Auf ein Stück weißes Papier wird ein schwarzer Fleck gemacht, und der Diamant vor diesen Fleck gehalten. Erscheint der Fleck verschwommen, dann handelt es sich um eine Nachahmung. Auch mittelst der „Härteprobe“ kann man falsche Diamanten erkennen. Der echte Edelstein kann nämlich mit dem härtesten Instrument angefeilt werden, ohne daß der kleinste Teil abspplittert, während der gefälschte Stein in diesem Falle brechen wird.

## Kurzschrift von zweitausend Jahren.

In Schweden lebt ein Pionier der Stenographie, Oberst Melin, der auch ein eigenes Kurzschriftsystem erfunden hat und seit Jahren als größte Autorität auf diesem Gebiete gilt.

Vor kurzem veröffentlichte er eine Geschichte der Stenographie, in der er unter anderen interessanten Daten auch von einer Marmorplatte erzählt, die im Jahre 1883 auf der Akropolis in Griechenland gefunden wurde und angeblich die genaue Beschreibung eines altgriechischen Kurzschriftsystems enthält.

Dieses sogenannte Akropolisystem weist sogar einige Kürzungen auf, die seitdem auch von den Erfindern moderner Stenographieysteme angewandt worden sind.

Oberst Melin weist auch darauf hin, daß die Kurzschrift ebenfalls bei den Römern schon vor Christi Geburt bekannt war. Die Reden der großen Oratoren sollen nur auf diese Weise der Nachwelt erhalten worden sein.

## Der Wert der Katzen.

Es gibt ungefähr fünf Millionen Katzen in Deutschland. Ihre wirtschaftliche Bedeutung beruht hauptsächlich in dem Vertilgen der Mäuse, besonders der Feldmäuse, und damit



in der Erhaltung von Lebensmitteln, deren Gewicht und Wert kaum geschätzt werden können. Nach den Berechnungen der Biologischen Reichsanstalt in Berlin-Dahlem, die für eine Feldmaus und deren Nachkommenschaft jährlich einen Verbrauch von rund 3,75 Zentner Korn annimmt und wenn man bedenkt, daß bei den Hausmäusen sich der Schaden weniger im Vertilgen von Korn als von Mehl, Fleisch, Zucker usw. bemerkbar macht, so würde die deutsche Katzenwelt uns im Jahre 780 Millionen Zentner an Lebensmitteln erhalten.

**Dackelnahrung.** Man füttere den jungen Dackel früh mit etwas Weißbrot in Milch, gebe mittags Reste vom Tisch mit Fleischabfällen und abends wieder Milch und Brot. Als Zufutter Hundekuchen (Puppibiskuits) und zweiwöchentlich ein Stück weichen (krausen) rohen Kalbsknochen. Stubenrein wird das Tier mit etwa 4 bis 5 Monaten durch Erziehung, wenn man es genügend oft ins Freie bringt und die trotzdem erfolgte Beschmutzung der Wohnung bestraft.

## Fröhliche Ecke.

**Das schlechte Gewissen.** Bei sehr schlechtem Wetter kommt ein Ehemann müde und hungrig zum Mittagessen. Während er den ersten Löffel Suppe zum Munde führt, blickt er durch das Fenster auf den draußen niederströmenden Regen und sagt: „Das ist ja heute wieder eine trostlose Sauerei!“ — „Entschuldige nur,“ meinte seine Frau, „die Köchin ist krank geworden, und da mußte ich selbst kochen!“

**Wo er recht hat.** Ein Vater ermahnte seinen Sohn, morgens früh aufzustehen, und erzählte ihm von einem Mann, der eines Morgens, nur weil er früh auf war, eine große Summe Geldes gefunden hatte. „Ja,“ antwortete der Sohn, „aber der, der das Geld verloren hatte, war doch sicher noch früher auf!“

**Ursache und Wirkung.** „Heinz,“ erklärte die junge Frau ihrem Gatten, „ich muß wirklich sagen, von allen Herren unjeres Bekanntenkreises kleidest du dich am schlechtesten.“ — „Stimmt, mein liebes Kind,“ versetzte Heinz, „und von allen Damen, die wir kennen, kleidest du dich am elegantesten; daher kommt es.“

**Programm.** Mit dem Eintritt des Herrn Bürgermeisters nimmt die Schweineausstellung ihren Anfang.